

FLUCHTWEGE

# Unermessliches Nadelöhr aus Sand

Wie ein eritreischer Flüchtling die Sahara durchquert und die Schweiz erreicht hat

Samson Kidane ist aus Eritrea geflohen. Nach einer langen, strapaziosen, lebensgefährlichen Odyssee lebt der Umweltwissenschaftler nun seit sieben Jahren in der Schweiz, wo er Landsleuten bei der Integration hilft.

David Signer

Stellt man sich unter einem eritreischen Flüchtling einen jungen, verschüchterten Mann mit gebrochenem Deutsch vor, dann liegt man bei Samson Kidane falsch. Der Akademiker trägt ein weisses Hemd, ist gerade von seinem Wohnort Sarnen gekommen und auf dem Weg an eine Sitzung in Basel. Im Café lässt er sich kurz erklären, warum es geht, sagt, er habe leider nur eine Stunde Zeit, und öffnet den mitgebrachten Laptop. Es erscheint eine Power-Point-Präsentation mit den Eckdaten zu Eritrea, dann folgen Landkarten und Fotos seiner Fluchtroute und eine Auflistung der häufigsten Probleme bei der Integration in Europa. In gepflegtem Deutsch geht er effizient und systematisch die wesentlichen Punkte durch.

### Keine Perspektiven

Kidane lebt seit sieben Jahren in der Schweiz. Einerseits ist er als interkultureller Vermittler in diversen Organisationen und Institutionen tätig, andererseits arbeitet er in Willisau bei der Firma Cewas, um eine Startup-Firma im Bereich Umweltechnik zu gründen. Er ist eindeutig nicht der Typ, der am Bahnhof herumhängt und auf das Sozialgeld wartet.

Wie alle jungen Leute wird er in Eritrea zum Militärdienst eingezogen. Militärdienst, das bedeutet in Eritrea unerbittliche Fronarbeit. Die Unterbringung, der Hunger, die Krankheiten – es sind harte Bedingungen. Am schwierigsten ist aber wohl die Willkür zu ertragen. Weil der Dienst immer wieder verlängert werden kann, manchmal über mehr als zehn Jahre, ist es fast unmöglich, Pläne zu schmieden, Projekte zu verwirklichen, eine Familie zu gründen, etwas aufzubauen. Kein Wunder, ist das Land ein Wrack.

Dabei geht es Samson Kidane noch vergleichsweise gut. Er hat in der Hauptstadt Asmara Landwirtschaft studiert, später einen Masterabschluss in Umweltwissenschaften erlangt. Aber in Eritrea wird er als junger Mann erst einmal ins Armeelager Sawa gesteckt und dann nach Dogolbo versetzt, wo man ihn provisorisch als Militärarchivar einsetzt. Dann macht er den offiziellen Militärdienst, bis er aus politischen Gründen flüchtet.



Hinter ihm liegen Abgründe: der Eritreer Samson Kidane.

GERAN BASIC / NZZ

«Ich kann es bis heute nicht richtig fassen, wenn ich an die Wüste zurückdenke», sagt Kidane. Er überquert die Grenze zum Sudan bei der Grenzstadt Kessla. Das ist ein gefährliches Gebiet, weil immer wieder Flüchtlinge von sudanesischen Banden entführt und nur gegen ein hohes Lösegeld wieder freigelassen werden. Sogar das dortige Uno-Flüchtlingslager ist ein richtiges Jagdrevier für Kidnapper, die es vor allem auf Frauen abgesehen haben.

### Skelette in der Wüste

Aber er schafft es, diese Klippe zu umschiffen, und erreicht die sudanesishe Hauptstadt Khartum. Er bleibt ein paar Monate dort, versucht umsonst, eine Arbeit zu finden. Als illegal Eingereis-

ter ist das schwierig. Sein Ziel, die libyische Hauptstadt Tripolis an der Küste, ist mehr als 2000 Kilometer entfernt. Zwischen den Säulen liegt praktisch nur Niemandsland, fast menschenleere Wüste. Schliesslich findet er für viel Geld eine Mitfahrgelegenheit. Die Schlepper zwingen mehr als dreissig Personen auf einen Pick-up. Kidane muss aufpassen, dass er nicht erdrückt wird oder herunterfällt. Das Metall wird während der Fahrt so heiss, dass man sich nicht daran festhalten kann. Schliesslich überqueren sie die Grenze nach Libyen und gelangen in die Kufra-Oasen. Das guttvegessene Kufra ist gewissermassen der äusserste Ausenposten Europas. Weil alle Flüchtlinge aus der Region zwangsläufig hier durchmüssen, hat die Europäische Union,

finanziert durch die Organisation Frontex und unter libyscher Kontrolle, Aufnahmestellen aufgestellt. Oft werden Migranten hier monatelang festgehalten, einfach, um sie schon lange vor Europa an der Weiterreise zu hindern.

Endlich geht die Fahrt weiter. Nun beginnt der schwierigste Teil. Es gibt keine Strassen mehr, oft verfahren sich die Schleuser und lassen die menschliche «Ware» einfach im Sand zurück. «Gegen Mittag steigt das Thermometer auf über fünfzig Grad, nachts wird es eisig kalt», sagt Kidane. «Kein Dorf, kein Tier, keine Pflanze. Gelegentlich sah man menschliche Gerippe im Sand. Das sind eure Geschwister», sagte der Fahrer.»

Irgendwann kippt das Fahrzeug. Mehrere Passagiere brechen sich Beine und Arme. Aber an medizinische Hilfe ist nicht zu denken. Bald schon wird auch der Trinkwasservorrat knapp. Der Schlepper «streckt» das Wasser mit Benzin. «Einige brachten es nicht über sich, das zu trinken, und verdursteten. Andere tranken ihren eigenen Urin.»

### Zurückgeschafft und betrogen

Schliesslich erreicht Kidane die libyische Küstenstadt Benghazi. In einem Lastwagen, zwischen Schachteln mit Gemüse versteckt, fahren sie in Richtung der Hauptstadt Tripolis. Es gibt mehrere Kontrollposten. An einem muss einer der blinden Passagiere niesen. Das verrät sie. Sie werden ins Gefängnis geworfen und zurück nach Kufra deportiert – in einem Container auf einem Lastwagen. «120 Flüchtlinge waren dort während 24 Stunden eingesperrt. Unter dem Eisen wurde es unerträglich heiss und wir kriegten kaum Luft», erzählt Kidane. «Einige verloren das Bewusstsein.»

In Kufra wird Kidane abermals inhaftiert und verbringt eine Woche in einer Zelle, zusammen mit 50 anderen Insassen. Der Polizeichef, der sie eigentlich nach Eritrea zurückführen sollte, verkauft sie für je 30 Dollar an einen Schlepper. Der knüpft ihnen je 200 Dollar ab und bringt sie zum zweiten Mal auf den Weg Richtung Norden.

Nach einer weiteren Odyssee kommt Kidane endlich in Tripolis an. Aber das Leben dort ist ein Spießrutenlaufen. «Junge Libyer schlugen uns und verlangten Geld», so erinnert er sich. «Nachts schliefen wir manchmal in Kleidern und Schuhen, weil man dauernd mit Polizeikontrollen rechnen und davonrennen musste.» Wieder versucht er, einen Job zu ergattern, aber es ist hoffnungslos. Er bezahlt einen Schlepper für die Überfahrt nach Italien, aber der Mann verschwindet mit dem Geld. «Ich kannte einen, dem passierte das fünfmal», erzählt Kidane. «Er wurde ver-



Fluchtroute von Eritrea in die Schweiz

rückt.» Manche müssen jahrelang warten, bis sie den Absprung schaffen.

Die meisten Flüchtlinge durchqueren die Sahara im Winter, weil es dann kühler ist und man nicht so viel Wasser braucht. Die Weiterreise über das Mittelmeer in den kalten Monaten ist jedoch gefährlich. Also harret Kidane in Tripolis bis zum Frühling aus.

Für 1200 Dollar findet er schliesslich eine Passage nach Sizilien. Das Himmel-fahrtskommando dauert über fünfzig Stunden. Drei seiner Reisegefährten sterben. Er bleibt ein paar Tage in Syrakus, dann schlägt er sich nach Mailand durch. Eigentlich will er – wegen seiner Englischkenntnisse – nach London, aber das stellt sich als schwierig heraus. So landet er schliesslich in Basel und dann in Obwalden, wo er Asyl erhält.

Die Sahara ist immens gross, aber für Flüchtlinge ist sie wie ein Nadelöhr. Kidane ist durchgekommen und hat überlebt. Die Schweiz ist wieder eine einzige grosse Kaserne wie Eritrea, noch riskiert der Immigrant hier sein Leben wie auf der Reise durch die Wüste. Aber ganz einfach ist das Leben für einen Immigranten aus Afrika auch hier nicht.

### AUF DER FLUCHT

50 Millionen Personen sind weltweit auf der Flucht. «Flüchtlingskrise» – der Begriff spiegelt die Vielfalt an Fluchtgeschichten nicht wider. Unterschiedlich sind auch die Blickwinkel jenseits der Herkunftslander – bei jenen, die den Strom der Hilfesuchenden bewältigen müssen. Die NZZ beleuchtet die Flüchtlingskrise in einer Serie von Porträts Betroffener aus dem In- und Ausland.

www.nzz.ch

## In Nigeria kommt Bewegung in die Terrorismusbekämpfung

Rückeroberung einer strategisch wichtigen Stadt durch tschadische und nigerianische Truppen – Boko Haram antwortet mit Attentatswelle

Ein Mädchen ist in Nigeria als Selbstmordattentäterin missbraucht worden. Die Terrormiliz Boko Haram reagiert mit verzweifelter Grausamkeit auf eine Offensive alliierter Armeen.

Markus M. Haefliger, Abuja

In Potiskum, dem wirtschaftlichen Zentrum des Teilstaats Yobe im Nordosten Nigerias, hat am Sonntag ein junges Mädchen mindestens sieben Personen mit sich in den Tod gerissen. Es ist schon das zweite Mal inners eines Monats, dass die Terrormiliz Boko Haram in der Stadt Mädchen oder junge Frauen als Selbstmordattentäter instrumentalisiert. Im Januar waren bei einem Doppelanschlag sechs Marktbesucher getötet und 40 verletzt worden. Beim neuesten Angriff wurden 20 Personen ver-

letzt. Nach der jüngsten Attentatswelle hatten die Behörden von Yobe die Sicherheitsvorkehrungen verstärkt. Frauen im Tschador werden an gewissen Märkten nicht mehr eingelassen. Das Mädchen am Sonntag war laut nigerianischen Medien, die sich auf Augenzeugen beriefen, vier Mal von Polizisten abgewiesen worden. Es soll etwa sieben-jährig gewesen sein. Die Ordnungshüter waren skeptisch genug, das Mädchen nicht auf einen auf Mobiltelefone spezialisierten Markt zu lassen, aber auch so nachlässig, es nicht zu durchsuchen. Schliesslich schlüpfte das Kind unter einem Zaun hindurch – in dem Moment explodierte sein Sprengstoffgürtel.

### Armee gibt sich einen Ruck

Dass die Islamisten von Boko Haram grausam sind, ist nicht neu. Aber der Gewalt haftet neuerdings etwas Verzweifelteres an – möglicherweise eine

Reaktion auf den militärischen Druck, dem die Terroristen ausgesetzt sind. Im Januar holte Tschad zusammen mit Kamerun zur Gegenoffensive aus, nachdem Boko Haram immer häufiger auf das Territorium der zwei Nachbarländer Nigerias vorgedrungen war. Für Tschad geht es um die Sicherung der Transport-



wege, vor allem einer Erdölpipeline, durch Kamerun. Seine Truppen legen dabei das Recht auf Grenzübertretung bei Verfolgungsjagden weit aus und bekämpfen die Islamisten bis weit nach Nigeria hinein.

Nigeria zog mittlerweile nach. Kurz vor der Präsidentenwahl von Ende März spielt dabei Wahlkalkül eine Rolle. Präsident Goodluck Jonathan räumt am Sonntag in einem Interview mit der Zeitung «This Day» ein, dass er die Bedrohung durch Boko Haram lange unterschätzt habe. Nun sei die Armee mit neuen Waffen ausgerüstet worden. Mehrere Kommandanten wurden ausgewechselt, erstmals über Offiziere im Generalsrang die Befehlsgewalt vor Ort aus. Es sei, als ob ein Ruck durch die Armee gegangen sei, sagt ein westlicher Diplomat in Abuja.

Am Samstag eroberten die nigerianischen Truppen die strategisch wichtige Stadt Baga am Tschadsee zurück, die

die Islamisten letzten Monat zweimal überfallen hatten. Viele Terroristen seien in den See geflohen und ertrunken, behauptete ein Armeesprecher. Das klingt nach Propaganda, die Rückeroberung Bagas an sich wurde aber von tschadischer Seite bestätigt.

### Von der Familie gezwungen

Unterdessen fragen sich viele Nigerianer, wie siebenjährige Kinder zu Selbstmordattentäterinnen werden. Wer steht dahinter? Laut der Sicherheitsexpertin Elizabeth Pearson vom Nigeria Security Network, einem Zusammenschluss von Konfliktforschern, kennt man die Antwort nicht, aber es gibt einen Hinweis. Letztes Jahr konnten zwei Selbstmordattentate von Mädchen im Teenageralter verhindert werden. Beide Mäde sagten die Kinder anschliessend in Verhören, sie seien von Familienangehörigen zu der Tat gezwungen worden.